

Niederdeutsches Heimatblatt

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“

Nummer 5

Juli 1939

Nur dem deutschen König untertan!

Sieben Jahrhunderte Land Wursten — Freie Wurstenbewohner gegen Zwingherren

Der Marschstreifen an der Nordseeküste zwischen Elb- und Wesermündung trägt schon seit mehr als sieben Jahrhunderten den Namen Land Wursten. Das heute selten mehr richtig verstandene Wort Wursten ist zusammengezogen aus Wurstaten, d. h. die Wurstbewohner. Die Wurten, jene von Menschen aufgeworfenen Hofstellen, erschienen den ringsum Wohnenden schon im Mittelalter, schon vor 1203, als der Name zuerst erscheint, als das Kennzeichnende des Landes. Und wenn heute jemand abseits von den Deichen offenen Muges die verschiedenen Marschen an Elb- und Wesermündung durchstreift, wird er vielleicht noch zu demselben Ergebnis kommen. Noch heute liegen im flachen Marschland des alten Landes Wursten, nicht im neuen Feld westlich des alten Deiches, als Zeugen der frühen, vor Anlage der Deiche erfolgten Besiedlung, hohe und breite Wurten, mit großen Kirchhöfen wie Dorum, Nulsum, Bremen befest, und dazwischen finden sich verstreut kleinere Kirchhofswurten wie Cappel und Misselwarden. Zwischen diese aber reihen sich in Strichen oder liegen einzeln viele kleine Hofswurten. Sie sind teils noch mit baumumstandenen Gehöften besetzt, teils werden sie als Weide oder Acker benutzt. Das geschulte Auge erkennt daran die alte, von Menschen geschaffene Kulturlandschaft.

Ihr Entstehen reicht weit über sieben Jahrhunderte zurück. Denn schon die ältesten Bauten, aus Granitfindlingen errichtete Kirchen, sind in der Zeit vor 1238 entstanden. Sie sind teilweise mit dem umgebenden Friedhof als Behranlagen erbaut und bilden in ihrer schlichten Einfachheit und Schönheit Zeugen zugleich der frühen Christianisierung und des wehrhaften Sinnes der Bewohner. Noch heute stehen sie bis auf die neu erbaute in Jnsrum in den alten, meist romanischen Stilformen fast so da, wie sie im Mittelalter erbaut wurden.

Handelsbündnis mit Hamburg

Der immer wieder gegen die See behauptete Boden der Wurster Marsch hat seine besondere

Geschichte, die in diesen Wochen der Siebenhundertjahrfeier wieder erweckt zu werden verdient. Die Bevölkerung des Landes war von früh her nicht einheitlich zusammengesetzt. Zu den ersten sächsischen Einwohnern gesellten sich bald, über die See her aus dem Westen kommend, die friesischen Einwanderer, teils Schiffer und Kaufleute, teils auch Viehzüchter. Dieser Einschlag friesischen Blutes hat offenbar den Gang der Entwicklung der Marsch entscheidend beeinflusst. Die Friesen betrieben schon damals die Küstenfahrt in der Nordsee und gelangten auf den Flüssen auch in die nahen Städte. Ihrem Bedürfnis entsprach auch jenes Handelsbündnis, das Land Wursten im Jahre 1238 mit Hamburg schloß. Die Stadt an der Älster gewährte den Kaufleuten aus Wursten manche Vorteile, wogegen die Wurster auf die Ausübung ihres uralten Rechtes auf herrenlose Strandgüter von hamburgischen Schiffen verzichteten. Dieser wichtige Handelsvertrag, bis heute im Original im Archiv der Hansestadt Hamburg erhalten, ist die erste einer ganzen Reihe von uns bekannten Urkunden, die von der Regierung des Landes Wursten, den Ratgebern und Richtern, im Mittelalter ausgestellt sind.

Schummertied

Ik güng int holt to Schummertied,
De Woold wör lies un still.
Ik hör keen Luud, keen Larm un Striet.
Hier sinn ik, wat ik will.

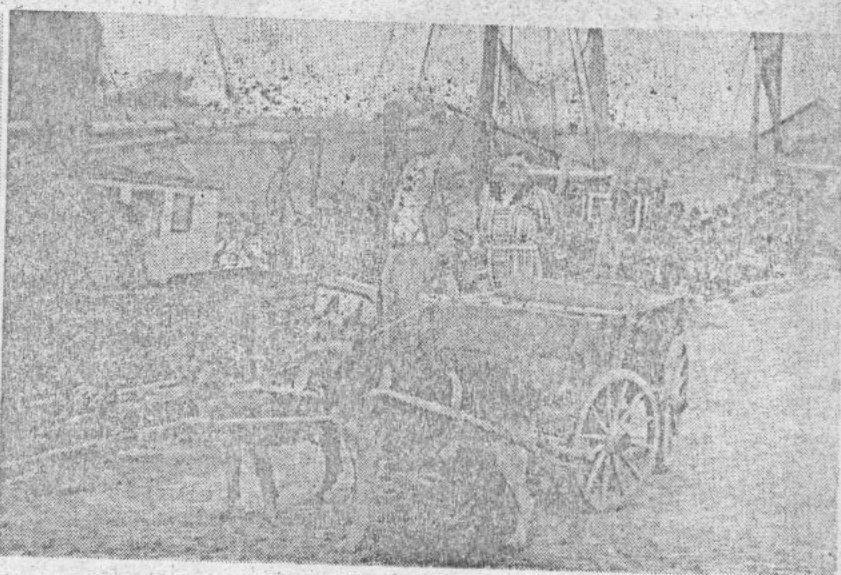
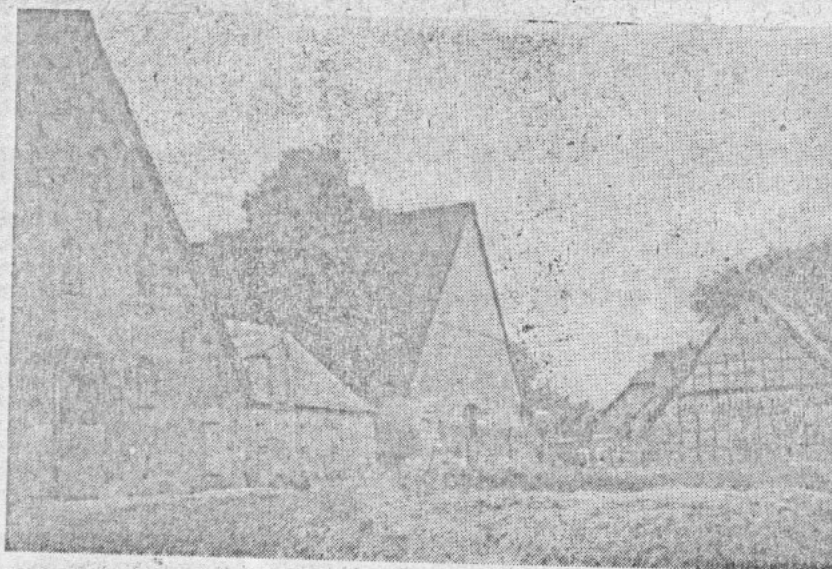
De Maan kummt an so week un blid.
Dat kranke hatt kriegt Ro.
Un Flüstern, Smüstern, sel'ge Tied
Deckt alle Unrast to.

Heinrich Henze.

Vor siebenhundert Jahren also hatten sich die auf den Dorfswurten, den Einzelhöfen und hinter den Deichen Wohnenden schon zu einer politischen Einheit zusammengeschlossen. Das gleiche Blut des friesisch-sächsischen Stammes und die gemeinsamen Gefahren der von Sturm und Wellen bedrohten, doch fruchtbaren Landschaft, hatten in den Bauern, Schiffern und Händlern den Willen erweckt, auch in der Behauptung ihrer politischen Rechte zusammenzustehen und gemeinsam zu handeln. So erwuchs hier vor etwa siebenhundert Jahren ein kleiner Staat, dem es gelang, was vielen Städten der Zeit nicht glückte: seine Selbstständigkeit gegenüber den großen Nachbarn zu behaupten. In mannigfachen Kämpfen hat die geeinte Wehrkraft dieser Bauern und Schifferkaufleute aus Wursten unter Führung der Bauern Proben großer Tapferkeit abgelegt. Sie fühlten sich nur dem Deutschen Reich untertan, dessen Symbol, das Königsbild, sie in ihr Landesiegel setzten.

Die Gegner der Wurster Freiheit

Gegner des Landes waren die Herzöge von Sachsen-Lauenburg als Besitzer von Hadeln und die Erzbischöfe von Bremen als weltliche Herren des Erzstifts, außer ihnen mehrere adlige Geschlechter der Geest wie die Herren von Vederkesa und die Lappes in Ribbüttel. Die Politik des Landes schloß sich eng an die der Städte Hamburg und Bremen an und nützte den Gegensatz der beiden genannten größeren Mächte geschickt aus. So behielt das Land bis in die Reformationszeit seine politische Freiheit. Dann mußte es freilich der Uebermacht der Söldner und Geschütze, die Erzbischof Christoph von Bremen, gestützt auf seine Familienbeziehungen zum welfischen Hause, zusammenbrachte, erliegen. Am 1. November 1524 wurde das Wurster Aufseebot im Jahre 1524 vernichtend besiegt und das Land danach im Frieden von Stade dem bremischen Erzstift eingegliedert. Diese Zeit der Freiheitskämpfe der Wurster Bauern von 1517 bis 1524 bildet den dramatischen Höhepunkt



Bauernhöfe an der Straße Mulsum-Wremen. — Granatkutter im Wremer Tief.

der Geschichte des Landes. Hierin gleicht das Land den Marschen Stedingen und Dithmarschen; keines der übrigen hannoverschen Marschländer kann solche Beispiele geschlossenen kriegerischen Widerstandes, solchen unbeugsamen Willen zur Unabhängigkeit aufzeigen! Der Morgenstern, die erzbischöfliche Zwingburg in Weddewarden, ist dafür das Symbol. Sie war die einzige von fremden Herren auf dem Boden des freien Landes Wursten errichtete Befestigung und wurde, als sie kaum fertig gebaut war, schon von den Wurstern erobert und geschleift (1518).

Weithin gelangte auch die Kunde von der Wurster Jungfrau, die in der Schlacht am Bremer Tief (1517) das Feldzeichen des Landes trug und, umgeben von anderen Frauen, im Schlachtgetümmel fiel. Selbst ihr Name und Wohnort, Jede Bekes aus Badingbittel, ist überliefert und durch eingehende Nachforschungen gesichert. Wenn sie jetzt im Festspiel zur Siebenhundertjahrfeier auftritt, so verkörpert sich in der Darstellerin zwar keine mit einem Hymnus



Blick auf die Wasserlöse in Dorum

göttlichen Auftrages umgebene Jungfrau von Orleans, aber doch eine geschichtlich bezeugte Kämpferin — in ähnlicher Weise wie sie uns aus den Schlachten der Germanen bekannt ist, wenn die Kämpfenden zur Wagenburg zurückgedrängt wurden, also höchste Not am Mann war.

Als der Kirchspielsvogt regierte

Die Jahrhunderte des Landes nach der Eroberung verliefen keineswegs so wie in jedem anderen zum Erzstift Bremen gehörigen Verwaltungsbezirk. Das selbstbewußte, durch Jahrhunderte selbständige Bauerntum Wurstens schuf sich bald eine ständische Vertretung, die Landesaacht, später Landestube genannt. Auf sie hatte jede Regierung, sei es in Bremen, Stockholm, Kopenhagen oder Hannover, bei wichtigen Veränderungen der Verwaltung und Gerichtsbarkeit, bei der Steuererhebung und Landeseinschätzung Rücksicht zu nehmen. In älterer Zeit war der für jedes Kirchspiel ernannte Kirchspielsvogt der Typ des den Wurstern eigenen Beamten: als Bauer mit den lokalen Verhältnissen und Bedürfnissen vertraut, zugleich Richter und Verwaltungsbeamter, regierte er patriarchalisch in seinem kleinen Wirkungskreis. Später, als meist Auswärtige zu Vögten ernannt wurden, trat dafür der Bevollmächtigte oder Bollmacht mehr in den Vordergrund. Die Deichverwaltung blieb unter den verschiedenen Regierungen bis in unsere Zeit fast ausschließlich den Einheimischen vorbehalten. Deichvorsteher und Deichgeschworene haben in schweren Notzeiten, wenn tobende Nordseestürme Deiche durchbrachen und das Land unter Wasser setzten, ihr Amt mit voller Aufopferung versehen. Als leuchtendes Beispiel gilt bis in unsere

Zege jener Oberdeichgräfe Eibe Siade Johanns, der von seinem Hofe am Badingbitteler alten Deich aus während der katastrophalen Weihnachtsflut von 1717 sich unter Lebensgefahr für die unglücklichen Opfer der Flut einsetzte und später den Neubau der Deiche mit durchführte. Deichbau, Deichaufsicht und die wichtige Fürsorge für die Entwässerung des tief gelegenen Landes waren und sind die Aufgaben der Deichbeamten, von deren Erfüllung die Fruchtbarkeit des Bodens abhängt. Mit Dank sei auch in diesen Tagen derer gedacht, die diese Ämter im Interesse des Ganzen durch die Jahrhunderte geführt haben.

Noch ein Grundzug der Wurster Geschichte sei hervorgehoben: Hier gab es keine Unterschiede der Stände, wie sie im Mittelalter zwischen Adel, Bürger- und Bauerntum und Geistlichkeit bestanden und bis ins 18. Jahrhundert dauerten. Wenn auch der Bauer der politisch führende Teil der Bevölkerung war, so wurde dadurch doch das Zusammengehörigkeitsgefühl als Wurster Eingefessene bei den übrigen Einwohnern, Landarbeitern, Handwerkern und Gewerbetreibenden, nicht beeinträchtigt. So hat auch in früheren Jahrhunderten die Landesaacht jegliches Streben, adelige Vorrechte im freien Lande Wursten zu erringen, selbst wenn sie von Altwurstern ausgingen, erfolgreich bekämpft. In diesem Sinn hat das Wort vom „Land ohne Adel“ in Wursten seine Berechtigung. Voll Stolz und Befriedigung wird der Wurster in diesen Wochen auf die Geschichte seines Landes zurückblicken, das in der Vergangenheit schon so große Leistungen in der politischen Führung, im Deichbau und in der Selbstverwaltung aufweisen kann.

Dr. Erich von Lebe.



Bauernplätze in der Kirche zu Wremen



Bilder: Fromberg, Wesermünde.
Bauernmarke aus dem Lande Wursten

In Butjadingen ritt der Tod

Eine Erinnerung
an „dat kole Feuer“

Die bevölkerungspolitischen Maßnahmen der Reichsregierung im Kampfe gegen den Volkstod lenken den Blick in die Vergangenheit, in die wahrlich zu Unrecht oft so genannte „gute, alte Zeit“. Auch unsere Voreltern kämpften den schweren Kampf um die Erhaltung ihrer Art und Masse, sie rangen gegen uns heute unbekannt gewordene Volksfeinde, gegen furchtbare Plagen, die Dörfer und Städte zur Einöde machen konnten, gegen den „schwarzen Tod“, die Cholera, Pestilenz und Pocken. Und sie blieben Sieger, trotz unerhörter Opfer, blieben Sieger durch rücksichtslosen Einsatz des Rechtes der Allgemeinheit gegenüber dem Wunsche des einzelnen. Wohl haben viele protestiert, als man eines Tages von ihnen die Schutzimpfung forderte, allein sie haben sie auf sich nehmen müssen zum Wohle der Allgemeinheit, damals wie heute — das Volk blieb.

Gerade das oldenburgische Butenland kann erzählen vom Volkstod und seinen Schrecken. Wohl blieb es verschont von den obengenannten Gefahren, die gottlob seltener den Weg in die entlegenen Marschen fanden, nein, in Butjadingen war es vor allem die Malaria, das kole Feuer, das die Menschen tyrannisierte, ein schleichendes Gift, das das Marschenland mit Recht verüchtigt machte als ein Land des Todes. Und da war es wiederum das alte Butjadingen, das wegen seiner außerordentlichen Sterblichkeit im schlechtesten Rufe stand und gemieden wurde wie die Pest selbst. Ein Blick in die Sterblichkeitsverhältnisse des alten Herzogtums zeigt, daß in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts von 1000 Einwohnern Butjadingens jährlich über 46, ja, über 50 ins Grab saßen. Das ist mehr als doppelt so viel, wie 100 Jahre später von je 1000 Bewohnern des ganzen alten Herzogtums starben! Was Wunder, wenn Butjadingen in dem Rufe einer mörderischen Sterblichkeit stand?

Aber die Aufstellung besagt mehr. Sie gibt uns kund, daß 100 Jahre später die Sterblichkeit bereits um ein Bedeutendes abgenommen hat, daß damals ungefähr 19 Menschen weniger starben als ein Jahrhundert zuvor. Zwar war die allgemeine Sterblichkeit Butjadingens noch ungünstiger als im alten Herzogtum, doch hatte der Seuchentod seine Schrecken verloren. Denn während Butjadingen früher einen starken Zuzug von außen benötigte, um nicht auszusterben, gab es im Jahre 1860 mehr Personen ab, als es empfing, und seine Bevölkerung vermehrte sich doch.

Von 1769 bis 1816 sind im Amte Stollhamm 2056 Personen mehr gestorben als Kinder geboren; von 1816 bis 1865 dagegen sind 2463 Kinder mehr geboren, als Einwohner starben! — Recht erheblich hat sich dann auch die Sterblichkeit der übrigen Marsch vermindert, während die der Geest mehr und mehr zurückblieb, um sogar von der Marsch (ohne Stollhamm) überholt zu werden. Im übrigen nahm das alte Herzogtum Oldenburg in der allgemeinen Bevölkerungstatistik einen guten Platz ein, hatte doch die Marsch (ohne Stollhamm) mit 21,39 Sterbefällen auf 1000 Einwohner nur Norwegen vor sich, und selbst Stollhamm stand, gewiß für viele unerwartet, mit seinen 27,77 Sterbefällen auf je 1000 Einwohner günstiger als Bayern, Sachsen, Preußen u. a. m.

Bessere Lebensbedingungen

Forschen wir nach den Ursachen, die um die Jahrhundertwende den überraschenden Rückgang der Sterblichkeit in Butjadingen zur Folge hatten, so sind hier zunächst die bereits erwähnte Schutzimpfung, sodann aber auch der allgemeine Ausbau der Kartoffel als billiges Nahrungsmittel zur Sättigung gerade der schwer arbeitenden Menschen zu nennen. Wie denn allgemein die Nahrung, Wohnung und Kleidung allmählich besser, die ärztliche Hilfe leichter und erfolgreicher wurden — letztere besonders, seit man die Verordnung von Chinin zur Bekämpfung des Wechselfiebers zur Regel machte.

In den Marschen hat aber auch die Verbesserung der Ab- und Zuvässerung erheblichen Einfluß auf das Sumpffieber und damit auf die allgemeine Sterblichkeit gehabt. Ist es doch so, daß nirgends das Wasser eine so große Rolle spielt wie in den Marschen, daß nir-

gendwo die Gefahren des Zubiel und Zuwenig so nahe beieinanderliegen wie hier. Nun war der Mangel an gutem, reinem Wasser von je ein Uebelstand, der besonders das Butenland immer und immer wieder in ärgste Nöte brachte. In trockenen Sommern versiegten die flachen Wasserlöcher gar zu bald, und trostlos war es anzusehen, wie man in den Gräben Vertiefungen machte, in denen das spärliche Wasser sich sammeln sollte, wie die von Mückenlarven und anderem Geter wimmelnde und von dem klei- muddigen Flüssigkeit das einzige Wasser darstellte, aus dem man sein Getränk bereiten, mit dem man sich waschen konnte...

Dieser allgemeinen Wassernot galt es durch planmäßige Vertiefung und Begradigung der Riefe, Leiden und Schätze zuleide zu gehen, die Verwässerung und Entwässerung in eine geordnete Wechselwirkung zu bringen, um einmal das Ersaufen zu verhindern, zum anderen, um ein völliges Austrocknen zu verhüten. Besonders wohlthätig war in dieser Hinsicht der zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch das alte Amt Stollhamm gelegte „große Kanal“, das Fedderwar der Sieltief, das einen großen Teil der alten Marsch mit gutem Wasser versieht.

Von sechs stirbt einer...

Heute sind die Zeiten verklungen und vergessen, da Butjadingen im Rufe einer „batavischen“ Sterblichkeit stand. Dabei ist es noch gar nicht so lange her, daß der Tod durch das alte Amt Stollhamm ritt, reiche Ernte zu halten. Und doch mutet es wie das Gespenst einer irren Phantasie an, wenn Ludwig Kohn in seinem

Handbuch einer — historisch-statistisch-geographischen Beschreibung des Herzogtums Oldenburg (1825) von Butjadingen schreibt: „Die den größten Teil des Jahres hier herrschende ranhe Bitterung und die mit ungesunden, aus den in heißen und dürrern Sommern ausgetrockneten Wasserteichen aufsteigenden Dünsten geschwängerte Luft, nebst dem Mangel an gutem Trinkwasser, verursachen hier manche Krankheiten, besonders ein höchstiges Quartalfieber, woran manche, besonders fremde, an das hiesige Klima nicht gewöhnte Personen sterben oder im Genesungsfalle doch oft zeitweiligen schlimmen Folgen davon empfinden. Es hat Jahre gegeben, wo von 14 Menschen einer, ja sogar von sechs einer starb. Im Durchschnitt stirbt hier jährlich der 24. Mensch... Die Blasse, gelbe oder bleichgelbe Gesichtsfarbe und das fast beständige Kränkeln der meisten, besonders geringen Leute in Butjadingen rührt wohl hauptsächlich von diesem ungesunden Klima, aber gewiß auch mit von ihren mit Dünsten aller Art angefüllten Wohnstuben her, woran die sogenannten Deflen (zum Kochen des Essens eingerichtete Stubenöfen) schuld sind.“

Heute schreitet die Gesundheit durch die herbe Weite der Butjadinger Marschen. Der Wille zum Leben beherrscht das Tun und Lassen seiner Bewohner; Licht, Luft und Sonne sind die Gehilfen ihrer Arbeit. Wie eine Offenbarung ist es, auf dem hohen Deiche zu stehen, den Blick zu richten über die Ewigkeit der grauen See, über den grünen Boden, der ihr entstieg, der uns alle trägt und nährt, die Heimat der Friesen. Kommt und kehrt zurück in die Heimat, die Marsch! —

Eduard Krüger, Nordenham.

„Wider das Schießen auf dem Lande“

Alte Verordnungen gegen Mißstände und Unglücksfälle

Das Schießen bei festlichen Gelegenheiten hat zu allen Zeiten seine Pflege gefunden. Es ist nicht erst heute zum Sport geworden, der vor allem von den Schützengilden fleißig geübt wird, und auch dort schon Jahrhunderte alt ist. Die mittelalterlichen Schützenfeste haben ihre große Bedeutung gehabt. Sie waren wahre Volksfeste. Alle beteiligten sich daran. Möge es in unseren Tagen doch wieder so werden! Gerade die Schützenfeste verdienen den Einbau in die Reihe der deutschen Gemeinschaftsfeste. Sie können damit wieder die Pflegstätte deutschen Brauchtums werden, so wie sie es, wenn auch in manchen anderen Formen, im Mittelalter waren. Noch heute erinnern viele Redensarten, die wir gebrauchen, ohne es uns bewußt zu sein, an frühere Zeiten. Manches beruht noch heute „den Zweck“, andere „schießen über das Ziel hinaus“, wenige „treffen ins Schwarze“ oder „den Nagel auf den Kopf“, oder „sie haben den Vogel abgeschossen“. Das „Schweinerglück“ stammt auch aus dieser Zeit.

Darüber hinaus aber übte mancher das Schießen bei allen möglichen Anlässen. Mißstände und Unglücksfälle machten das Eingreifen der Behörden notwendig. In alten Urkunden fand ich folgendes: Am 10. Dezember 1660 stellt die Regierung in Stade fest, daß Soldaten aus ihren Quartieren, aus Wirtshäusern und offenen Schenken „das Schießen und Plakschen sehr gemein werden lassen“. Diesem schädlichen Werk ist mit Macht zu steuern; Offiziere, Soldaten und einkommende Fremde haben sich dessen zu enthalten, widrigenfalls sie ohne Ansehen der Person schwer bestraft werden.

Am 28. Oktober 1704 heißt es: „Auf dem Lande, bei Hochzeiten, Gefößen und sonstigen Anlässen wird das niederliche und gefährliche Schießen und Plakschen in, vor und zwischen den Häusern allgemein geliebt. Es wird die gefährliche und schädliche Sache allen Ernstes verboten und scharf geahndet.“

Aber 1726 muß trotzdem eine neue Verordnung „wider das Schießen auf dem Lande“ ergehen, weil man immer noch mit dem Schießgewehr unvorsichtig sich betrage, bei Hochzeiten, bei Abjehl- und Deimführung der Bräute und

anderen dabei vorkommenden Gebräuchen“. Dabei wird „mancherlei Unglück, auch an Leuten und Pferden“ verursacht. Leider aber dulde die Obrigkeit die Bräuche. Jedes „niederliche Schießen mit Büchsen, Pistolen und anderen Schießgewehren wird nunmehr zum letzten verboten“. Uebertreter sind zum „Bruchregister“ zu notieren und „auf den Landgerichten“ zu bestrafen. Die Strafe beträgt bis zu zehn Goldgulden oder drei Monate Gefängnis. Wer eine Anzeige erstattet, erhält als Belohnung die Hälfte des Strafgebotes. Das wurde auch in früheren Anordnungen schon ausgesprochen. Es scheint also auch damals schon jeder sich gescheut zu haben, seinen Nachbarn zu denunzieren, was ja auch dem Wesen des deutschen Mannes entspricht. Die Kirche wurde eingeschaltet; sie mußte die Verordnung „von der Kanzel ablesen“. Wenn man die Zustände der Bauten und Wohnungen des Mittelalters in unseren Dörfern und Städten kennt, wird man die Notwendigkeit des Verbotes einsehen müssen. Gerade die Feuersgefahr war in der Zeit bei der Bauweise in Holz und Stroh besonders groß. Jede Ortschronik weiß von solchen Bränden zu berichten.

T. Gr.

„Plauderische Post“ in Amerika

Die etwa 75 niederdeutschen und plattdeutschen Heimatverbände in New York geben als gemeinsames Mitteilungsblatt eine deutsche Wochenzeitschrift unter dem Titel „Plauderische Post“ heraus. In ihr spiegelt sich lebendig das Leben in den niederdeutschen Vereinen der Weltstadt New York wider. Am Kopf befindet sich der Spruch:

„Nehm mi up in dien Fuß,
if bin dien Fründ,
if inack di ton Harten,
if maalt di gesund,
if vertell di Geschichten, tom Lachen,
tom Ween,
von uns' olle Heimat,
uns' Heimat so schön!“

Scharfe Mixturen vom „Darmfeger“

Geschichten um medizinische Originale aus der Lüneburger Heide

Was Originale sind? — Vielleicht so wie in dem längst vergessenen Büchlein „Allerlei Leute“ zu lesen steht: „Dat sünd so ole truhartige Brachtleers van olen Schrot un Moorn, de't woll verbeert, dat se nich vergeeten ward, so richtige süßwasseren Lüüd, as wi Heidjer seggt. Originale nennt de Hochbütschen dat, un wat son richtig Original seggt or deit, darvan kann dat Sprekwoord gellen: Woleen dat kann, de kann't; to leren is, dat nich.“

Ein paar medizinische Originale aus der Lüneburger Heide sollen zu Worte kommen: In Lüneburg lebte ein besonders bei den Landleuten beliebter Arzt. Es hieß von ihm, daß er den Leuten oft recht gründlich die Wahrheit sagte und gelegentlich erfrischend grob wurde. Von seinen Rezepten sagte man: „Se sünd bannig scharp, aber se helpt.“ Einmal behandelte er längere Zeit einen Magenkranken, für den er aber nicht viel Hoffnung mehr hatte. Um ihn zu beruhigen, verschreibt er ihm zwei Mittel, eins zum Einreiben und Tropfen zum Einnehmen. Nach längerer Zeit kommt er wieder durchs Dorf und sieht den Mann am Holzblock stehen und Holz sägen. Da steigt er vom Wagen und fährt ihn an: „Was, Sie leben noch?“ Worauf der Mann ganz vergnügt erwidert: „Ja, Herr Doktor, de Glös hebt mi sein hulpen. Man blot dat to'n Furieen weer giel dat erstemal all. Un dat to'n Innemen hett ganz verdüvelt smelt.“ Auf Nachfrage wird der Arzt gewahr, daß der Mann die zwei Gläser vertauscht hat. Er nickt verständnisvoll und sagt: „Na, dat is dien Glüd wesen. Sünst weerst du ok nich meer an Leven.“

Die Medizin des „Darmfegers“

Ein anderes medizinisches Original war der „Doktor“ B., der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einem Kreiskorte Hannovers lebte. Die Bauern schworen auf ihn und seine starken Arzneien, die hauptsächlich in Purgiermitteln bestanden, woher er auch den Namen „Darmfeger“ erhielt. Schon seine Kleidung und sein Auftreten waren originell, und noch heute erinnern sich die ganz Alten in der dortigen Gegend des eigenartigen alten Herrn. Einmal verordnete er einem alten Mütterchen eine bitter schmeckende Medizin. Bei der Medizin sollte ein Glas Wasser stehen mit einem Glößel, und hinter jedem Einnehmen sollte sie einen Schluck trinken. Nach ein paar Tagen fragt er den Sohn, wie Mutter sich befände. Antwort: „D, geit ja soviel ganz good, man blot den velen Sluck kann se nich verdragen, se sloppt meistied un is jümmer dünn.“ — Wenn man weiß, daß im niedersächsischen Platt Sluck soviel heißt wie Schnaps, so wird man diesen Zustand verstehen.

Eigenartig war bei ihm die Benutzung seines Rohrstodes, der ihn stets begleitete. Einmal geht er abends über die Brücke des stark angeschwollenen Flüsschens seiner Heimatstadt und bemerkt einen Wanderburschen, der sich aus Verzweiflung gerade in den Fluß stürzen will. Kurz entschlossen greift B. zu, hält den Mann in der günstigen Lage fest und bearbeitet ihn mit einer nicht zu kleinen Anzahl kräftiger Giebe. Dann erst gibt er ihn frei und läßt sich seine Geschichte erzählen. Er stellt ihn als Gärtner und Feldarbeiter bei sich ein und bringt ihn auf bessere Wege. Die Nachkommen dieses Mannes lebten noch nach hundert Jahren im Orte.

Ihre Werke folgen ihnen nach...

Die innerlichen Kuren glückten ihm zuweilen, mit den chirurgischen hatte er weniger Erfolg. In damaliger Zeit waren auf den Bauernhöfen die Bodenlufen noch offen. Infolgedessen kam es öfters vor, daß einer beim Herunterwerfen von Heu oder Stroh mit herunterfiel und sich ein Bein brach. Doktor B. schiente, redete und kleisterte solange daran herum, bis der Knochen wieder hielt, aber ihn wieder gerade auszuheilen, gelang ihm kaum. Daher gab es in dortiger Gegend mehrere solche herabgestürzte Leute, die mit einem Bein hinkten. Als nun B. im hohen Alter

gestorben war, kamen aus der ganzen Umgegend die Leute zusammen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Unter den Leidtragenden waren nicht wenige, die mit einem Bein hinkten, die einen nach rechts, die anderen nach links. Das erregte bei den Zuschauern schon einige Heiterkeit, weil man ja den Ursprung des Hinkens kannte. Als nun aber der Prediger als Text seiner Leichenrede das Bibelwort vorlas: „Sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach“, da gehörte die ganze Selbstbeherrschung des Niedersachsen dazu, um ernst zu bleiben.

Bahnziehen aus Vergnügen

Friedrich Lott war Heilkundiger in einem hannoverschen Städtchen. Er hatte eine wahre Freude am Ausziehen von Bahnen. Einmal begab er sich in H. auf der Brücke einer Person mit einem Zahnstange um den Kopf herum. Unter dem Vorwande, nur nachsehen zu wollen, zog er sofort den kranken Zahn heraus. Als die erstaunte Frau weinend fragte, was sie ihm denn dafür schuldig sei, lächelte er und sagte: „Oh, nichts, das tue ich nur zu meinem Vergnügen.“

Als er einmal bei dem Pastor Müller, ohne angeklopft zu haben, ins Zimmer trat, sagte er entschuldigend: „Bitte sehr zu entschuldigen, daß ich so ungeklopft hereintrete.“ Der Pastor lachte und sagte: „Na, sehen Sie nur zu, daß Sie auch ungeklopft wieder herankommen.“

Einem Kunden hatte er beim Rasieren in das Kinn geschnitten. Als der dann aufsprang und ihm Vorwürfe machte, sagte Friedrich, ruhig lächelnd: „Ach was, machen Sie doch keine Witze, danken Sie Gott, daß Sie Ihren heißen Hals noch behalten haben.“

Die Vogelinself im Wattenmeer

Norderoog — der Brutplatz der Brandseeschwalbe

Die deutschen Nordseeinseln zeichnen sich durch eine reiche und interessante Vogelwelt aus. Die drei kleinsten in ihrer Reihe aber weisen den größten Bestand auf: Memmert, Mellum und Norderoog, und von diesen wieder ist es die letztere, die seit 1925 gar keine menschlichen Bewohner hat; nur Vögel leben auf ihr, in einer Art von paradiesischem Zustand. Allerdings ist dieser Zustand zu einem Teil von Menschenhand geschaffen worden, und zwar durch die Wirksamkeit des „Vereins Nordland zur Begründung von Vogelfreistätten an den deutschen Küsten“ in Hamburg.

Heute nisten auf Norderoog vornehmlich Brandseeschwalben, und die kleine Insel im nordfriesischen Wattenmeer, die nur zwischen 50 und 280 Meter in der Breite und kaum 80 Meter Länge mißt, ist für sie zum letzten großen Brutplatz an der deutschen Küste geworden. 3000 bis 4000 Paare der Brandseeschwalbe legen hier alljährlich ihre Nester an. Die beiden anderen kleinen Inseln, Memmert und Mellum, scheiden für sie aus; die Brandseeschwalbe hat sich ausschließlich auf Norderoog niedergelassen. Der Austerfischer bevorzugt ebenfalls für sein Brutgeschäft diese Vogelinsel; etwa 200 bis 300 Paare dieses Strandvogels, der im übrigen auf der gesamten Küste anzutreffen ist, leben hier. — Die Brandseeschwalbe dagegen ist außer auf Norderoog nur noch auf Scharböörn festgesetzt worden. 250 Paare haben hier im Jahre 1937 gebrütet, vermutlich zum ersten Male.

Zu Brandseeschwalbe und Austerfischer auf Norderoog gesellen sich noch ungefähr 6000 bis 8000 Küstenseeschwalben und 40 bis 80 Zwergseeschwalben; ferner Rotschenkel, Brandgans, Seeregenvogel und Lerche. Bemerkenswert ist das Vorhandensein der Lachseeschwalbe, die Dr. Rolf Dirksen nach seinen Angaben in der Zeitschrift „Der Biologe“ in einem Brutpaar auf dieser Vogelinself feststellen konnte; sie galt im Holstein seit etwa 30 Jahren als ausgestorben. — Möwen werden auf ihr nicht geduldet.

Der Doktor F. wollte in Rettenburg ein Rezept schreiben, fand jedoch weder Bapier noch Tinte. Er schrieb daher, da die Sache dringend war, das Rezept mit Kreide recht deutlich auf die Stubentür und befahl, es von dem Lehrer abschreiben zu lassen, sobald der zurückkomme. Da der Zustand des Kranken sich verschlimmerte, der Lehrer aber immer noch nicht zurückkam, so nahm der Sohn des Kranken die Stubentür und ging damit nach Bisselshövede zur Apotheke. „Iß heß hier een Rezept“, sagte er. „Schön“, sagte der Apotheker, „gebe Er's man her.“ — „Ja ja, ja“, antwortete der Bauer, „so licht geit dat man nich, denn mußt he erst sien Finster abemalen.“ — „Warum denn dat?“ meinte der Apotheker, indem er das Fenster öffnete und neugierig heransah. Aber er fuhr erschrocken zurück, als ihm der Bauer nun plötzlich die Stubentür durchs Fenster steckte, denn solch ein Rezept hatte er noch nicht gesehen.

Rheumatische Lebensweisheit

Ein Lehrer der Heide erzählt: „In unserer Gemeinde war ein alter Bauer, der es sich im Leben recht sauer hatte werden lassen. Keine Arbeit war ihm zu schwer gewesen, kein Weg zu weit. Früher aber, als er es erwartet hatte, stellt sich bei ihm der Rheumatismus ein, der mit der Zeit so schlimm wurde, daß er tatsächlich nicht mehr gehen konnte. Aber er ließ sich dadurch seinen Humor nicht nehmen. Als ich ihn einmal besuchte und wir davon sprachen, wie fink er doch früher auf den Weinen gewesen war, sagte er, verschmimt lächelnd: „Ja, Herr, wenn ik mien Been nich harr, denn so wull ik vandaag ok woll noch lopen.“ Br.

„Das Land Wursten“

Anlässlich der Siebenhundertjahrfeier des Landes Wursten wird es manchen Heimatfreund geben, der sich eingehender über die Geschichte dieses ehemals bäuerlichen Freistaates unterrichten möchte. Ihm seien die gebildeten Betrachtungen „Das Land Wursten — 700 Jahre im Lichte der Geschichte“ empfohlen, die von Heinrich Gerhardt-Bosenbüttel herausgegeben wurden und bei der Buchdruckerei Kunst-Bremer haben erschienen sind. Namhafte Mitglieder der Heimatvereine der Männer vom Morgenstern, wie Archibrat Dr. E. v. Lebe, Professor Dr. E. Kötter, der Herausgeber selbst und andere berichten in kurzgefaßten, lebendigen Kapiteln über den wechselvollen Lauf der Geschichte des kleinen Bauernlandes, seine Beziehungen zu den benachbarten Nachbarn, seine Wirtschaft und seine Sagenwelt. Und wenn der Herausgeber in seinem Vorwort sagt: „Rechte Heimatliebe schafft zwar im engen Lebensraum, aber sie strebt zum Ganzen und fügt sich natürlich und wissend den Aufgaben des großen Vaterlandes ein“, so darf man diese Forderung auch der vorliegenden Schrift unterstellen, die die Kenntnis der heimatischen Geschichte vertieft und gleichzeitig eine Mahnung an die Kommenden, sich allzeit des Wertes ihres Volkstums bewußt zu sein, darzustellen soll. Dg.

Verantwortlich: Ludwig Doering.